

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1931

206 (5.9.1931) Wissenschaft und Bildung Nr. 36

Zum 100. Geburtstag Wilhelm Raabes

am 8. September

Von F. C. Poritzky

Wilhelm Raabe gehört leider noch nicht zu den populärsten Dichtern unserer Zeit. Ernst und schwer wie seine dichterische Natur, war seine literarische Laufbahn. Zwar hat er eine treue, begeisterte, zuweilen sogar überspannte Gemeinde, wie sie fast jeder Künstler hat, ehe er in die weite Masse kommt. Aber schon manchem ist eine solche Gemeinde gefährlich geworden, denn leicht ersticht ist die Volkstümlichkeit eines Dichters durch Abgeschlossenheit. Besonders, wenn es sich um eigene Natur handelt, wie Raabe, den jeder erst auf eigene Faust einzeln entdecken muß, und dann wie ein liebes Geheimnis verschlossen hält. Wir wollen es an Hand seiner Erzählungen versuchen, diesen wunderlichen und deutschesten aller deutschen Dichter der Gegenwart zu charakterisieren.

Eine seiner ergreifendsten Dichtungen und einer der merkwürdigsten Romane unserer Zeit führt den Namen „Schüdderump“. Was ist ein Schüdderump? Der Dichter kommt eines Tages mit dem Koffwagen in eine norddeutsche, recht langweilige Stadt, und seine erste Erkundigung gilt den etwaigen Kuriositäten. „Wir haben noch einen Schüdderump.“ Der ihm das zuraunt, ist der Totengräber. Und der Schüdderump ist ein schwarzer Wagen auf zwei Rädern, der noch von 1615 stammt, und ist eine Erfindung aus den Zeiten, da Deutschland oft von der Pest heimgesucht wurde und die Leichen schubweise und massenhaft befördert werden mußten. Dieses Fahrzeug steht als Sinnbild vor Raabes Werk, und unheimlich wie das Ding selber ist das Schicksal, das in Raabes Erzählungen hineingespinnert.

Der wesentliche Charakterzug bei Raabe ist sein Verhältnis zur Geschichte. Für Segel und seine Schule und mithin für die Dichter, die von ihren Gedanken beeinflusst waren, war oder sollte die Geschichte sein: die hohe Lehrmeisterin jeder Art von Idealismus. Was geschieht, geschieht auch notwendigerweise vernünftig. Das war der letzte Schluß dieser Geschichtsphilosophie. Das dichterische Zeitalter stand unter dem Einfluß der Geschichtsdramen und Romane, die, ob patriotisch oder kosmopolitisch, immer optimistisch waren, und als deren Ausläufer wie die Menschheitsdichtungen von Schack und Heintich seine zu betrachten haben. Schopenhauer stellte, wie so vieles andere, auch diese Lehre Segels auf den Kopf. Die Geschichte war ihm die gleichgültigste, wenn nicht gefährlichste Wissenschaft; sie konnte ihm nichts sein als eine grauame Bestätigung des Pessimismus. Die Völker verschwinden, und die Individuen treten in den Vordergrund. Wo eine historische Persönlichkeit wertvoll und interessant ist, ist sie es als Individualität, nicht aber als historische Erscheinung.

Zwischen diese beiden Auffassungen eingeklemmt und daher sehr traurig gemacht, steht Raabe. Diese Stellung gibt seiner Dichtung Farbe. Er stimmt beiden zu, und aus solchem Zwiespalt erwächst ihm die historische Tragik. Was er in „Hörader“ von dem einzelnen Haus sagt, das ja doch auch ein geschichtliches Phänomen ist, gilt im allgemeinen von der ganzen Geschichte, besonders der vaterländischen:

„Da wird den Fenstern von tausend Leuten gegenüber ein neues Haus gebaut. Alle tausend Leute werden den Bau vom Ausholen der Stellerräume bis zum Einsetzen der letzten Glas-scheibe mit Interesse verfolgen; aber neunhundertneun- undneunzig von den tausend werden nur sagen: Das Haus gefällt mir! — oder das Haus hat meinen Beifall nicht! — jedenfalls aber: Das gäbe eine Wohnung für mich — da könnte ich mein Sopha, meine Bibliothek, meine Schränke aufstellen, und die Aussicht ist auch ganz hübsch! — und — unter den tausend ist Einer, der wird sich und das Schicksal in ruhiger und etwas melancholischem Nachdenken fragen: Was alles kann in diesem neuen Hause passieren? Dieser Eine sieht aus seinen wohlgezimmerterten vier Pfählen in die noch leeren Fensteröffnungen, die Zimmermannsarbeit und Man-nerarbeit da drüben hinein, lehnt die Stirn an seine Fenster-scheibe, die dünne Glaswand, die ihn von dem Drüben trennt, und denkt an Geburt, Leben, Tod, an die Wiege und an den Sarg, und für diesen Einen schreiben wir heute und haben wir immer geschrieben.“

Und dieser ist des Dichters Bruder. Die deutschen Siege z. B., die wir die Befreiungskriege nennen, haben, wenn eines deutschen Mannes Herz, so das Wilhelm Raabes höher schlagen lassen. Er ist weit davon entfernt, eine Kritik der Ereignisse vorzunehmen, sich gegen die Geschichte und ihre Verherrlicher skeptisch zu verhalten. Aber hinter dieser Geschichte stehen Menschen und Schicksale, und sie sehen oft so ganz anders aus als die Siege und Errungenschaften eines Volkes. Die gebrochenen Herzen und die zerfallenen Existenzen, die zum Siege hinausstreben, und über die der Sieg hinwegschritzt, die sind seiner Dichtung liebste Gegenstände. Er kann den Schüdderump nicht vergessen, mit dem die Geschichte bei jeder Station austräumt, welche eine Schlacht, eine Friedensverhandlung, eine Reformation oder eine Revolution sein mag.

„Wie blaß, wie gleichgültig, wie nichts sagend das alles im Laufe der Jahrhunderte geworden ist: Zwei oder drei Zeilen in einer Chronik oder eine halbe Seite in einer Geschichte für den Forscher, zwei Stimmen für den Dichter.“

Über diese Verenkung in das einzelne Menschenschicksal verliert Raabe indes niemals das historische Ziel aus den Augen. Er läßt die Vorgänge oft von einer Person berichten, die in späterer Zeit bereits unter der Sonne der neuen glücklichen Zustände gelebt hat, und gibt zu bedenken, daß auch der Schmerz nur allzu gern auf ein weißes Blatt schreibt. „Unter den Erschütterungen dieses Schmerzes schreibt er. Er kennt keine ruhige Objektivität der Darstellung; er ist erschüttert und aufgewühlt, wenn er des Schüdderumps gedenkt; er sorgt dafür, daß man es nie vergißt oder aus dem Herzen verliert. Einzelne seiner Erzählungen sind gar nicht erzählt, sondern ausgeschlachtet. So die Geschichte „Im Siegesfranz“, so die Erzählung „Des Reiches Krone“. Subjektiver ist niemals geschrieben worden. Denn Raabes Leser ist sein Freund, den er bei jeder Gelegenheit fast wie mit leiblichen Armen anpackt, und dem er aufweisend an die erschütterte Brust sinkt. Er nimmt das letzte vorweg und muß sich Gewalt antun, den Zusammenhang klar zu machen. Wie Selma Lagerlöf übergibt er seine Geschichte dem Leser wie einem persönlichen Freunde: nimm und lies.

Vielleicht das gewaltigste und persönlichste Stück unter den Erzählungen ist die Geschichte von „Else von der Tanne“, ein einziger Aufschrei eines in der Seele verwundeten Mannes über die Erfahrung: „Es gibt keine Rettung in der Welt vor der Welt.“ In dieser Geschichte schlägt der Schmerz so gewaltige Wogen, daß die Natur

selber von ihm aufgewühlt scheint. Den Menschen wurde das Leben so bitter, daß sie es nur ertragen konnten, wenn sie es vergessen.

Das Fatum bei Raabe ist das Durcheinander des Lebens, daß der einzelne sich von dem Ganzen, seiner Zeit und seinem Volke nicht losmachen kann, und doch ein gefondertes Schicksal hat.

Raabe ist ein Herzensrealist. Die äußere Fabel und die Umstände des Lebens überfließt er leicht, aber er kennt die Realitäten des Herzens und des Schicksals, er weiß, welche Tragödien die Zufälle, Widerlichkeiten und Kleinigkeiten in dem Herzen eines Menschenfindes bewirken, und was alles davon abhängt, in welcher Wiege man einst gelegen hat. Er begreift nicht, daß es Leute gibt, die es zu ihrer Lebensaufgabe machen, Geschichten zu erfinden, da doch täglich so wunderbare Dinge sich ereignen.

Wilhelm Raabe steht mit beiden Füßen in der Romantik, während sein Haupt in eine neue Zeit hineinragt, und so ist er zwiefach „unzeitgemäß“. Ihn kennzeichnen, heißt beinahe eine Zusammenstellung der Dichtereigenschaften geben, die heute in Verfall gekommen sind; Er verschwindet nicht hinter seinen Gestalten; er kann nicht oft und nicht eindringlich genug sein, Mitleid und seine Bewunderung ausdrücken: er unterbricht seine Selden, apostrophiert sie mitten in der Erzählung. Der Dichter läßt nie vergessen, daß hinter der Erzählung ein Erzähler steht und in dem Erzähler ein Herz schlägt und ein Verstand lebt, und ohne beide die Erzählung nicht zustande gekommen wäre.

Weil Raabe aber über seinen Gestalten und ihren Erlebnissen steht, wird er auch ihr Herr; weil er über sie weinen kann, kann er auch über sie lachen. Allein diese Komik, deren geheimen Sinn Raabe einmal bei erstem Anlaß durch das schöne Wort verrät: „Die Welt wehrt sich heute wie in alten Tagen durch Schönheit und Lieblichkeit“, wirkt nicht so stark und unmittelbar wie seine Tragik.

Als ein echter Deutscher ist Raabe Individualist, aber er ist historisch genug geschult, und er weiß, daß sich niemand von den bestimmenden Einflüssen der Umgebung freimachen kann, und in diesem Bewußtsein wurzelt die Tragik und die Komik seiner Poesie. Das Leiden seiner Selden ist die Einsamkeit. Nach seinen persönlichen Erlebnissen „zieht sich der Mensch zusammen“. Einsam bleibt er, und selbst Schönheit, Milde und Lieblichkeit der Natur wird bedrückend für ihn, eine neue Zeit kriecht allmählich über sein Schicksal hinweg. Er wird abgekapselt vom Leben und vergißt selbst der Klagen. Raabes Menschen stehen dem Schicksal wehrlos gegenüber, aber ihn interessiert nichts so sehr als eben der einzelne Mensch. „Von den großen Schlachten kann dir natürlich der Präzeptor hundertmal genauer Bericht geben als ich; aber von meiner Schwester Ludowika weiß er nichts, und mit ihr habe ich doch die Jahre 1813 und 14 wie in ein Tuch gefaßt und halte sie wie an den vier Zipfeln zusammen.“

Der Trost des Individuums ist von modernen Dichtern stärker und größer behandelt worden, seine Tragik aber niemals eindringlicher und bitterer als von Raabe, dessen Dichtung die Poesie der verschluckten Tränen ist, in den letzten Werken zuweisen auch der verrockneten.

Seiner Weisheit, Weltkenntnis und Menschlichkeit tiefstes Gebet lautet: „Unser tägliches Selbsttäuschung gib uns heute!“

Neues aus Naturwissenschaft und Technik

Das Neueste von den Vitaminen

Ein geheimnisvoller Schleier schwebt noch immer über den Vitaminen — kein Mensch weiß, wie sie innerlich chemisch aufgebaut sind, trotzdem spüren wir ihr Fehlen oder Vorhandensein täglich am eigenen Leib. In ganz winzigen Mengen brauchen wir sie, so daß ihr Gewicht gar nicht in Betracht kommt gegenüber dem der eigentlichen Nahrungsmittel. Und doch macht ihr Nichtvorhandensein alle andere Nahrung wertlos, man möchte fast sagen, zu Gift. Es stellen sich die schlimmsten sog. „Mangelkrankheiten“, „Avitaminosen“ ein, wie z. B. Rachitis, Skorbut, Beriberi, Knochenweichung. Prof. Windaus hat gezeigt, daß z. B. ein Millionstel Gramm eines Stoffes, der Vitamin D enthält, genügt, um eine rachitische Ratte in 3 Wochen gesund zu machen. Man unterscheidet bis jetzt mindestens fünf verschiedene Vitamine, denen man die Buchstaben A—E als Namen gegeben hat. In letzter Zeit beschäftigen sich immer mehr Wissenschaftler damit, systematisch zunächst einmal möglichst alle natürlichen Nahrungsstoffe auf ihren Gehalt an den verschiedenen Vitaminen zu prüfen. Das ist z. B. im Auftrage des Reichsausschusses für Ernährungsforschung von Arth. Scheunert kürzlich an deutschem Obst und Gemüse geschehen. In mehrjähriger Arbeit wurde festgestellt, daß

Vitamin A in Früchten mit ausgesprochener Färbung vorkommt, z. B. Brombeere, Heidelbeere, Himbeere, blaue Pfäutchen, dunkle Kirschen und auch in den Wöhren. Nach Arbeiten von Karrer, die vor einigen Wochen erschienen sind, glaubt man dem Vitamin A selbst schon stark auf der Spur zu sein, vielleicht hat man es in dem Farbstoff Karotin, den alle diese Nahrungsmittel enthalten, schon vor sich. Vitamin B ist hauptsächlich in den Hülsen und Schalen der Früchte enthalten. Vitamin D kommt im Lebertran, der Hefe und im Mutterkorn vor. Vor allen Dingen ein fettartiger Körper darin, das „Ergosterin“, kann durch Bestrahlen in Vitamin D verwandelt werden. Vitamin E ist besonders in Getreidekeimlingen festgestellt worden. Für Vitamin C liegen nun aus neuester Zeit Untersuchungen von dem russischen Forscher Werzhanian vor. Ihm gelang es mittels einer neuen Methode, die Bessonoff ausgearbeitet hat, Vitamin C, das man bis jetzt besonders in der Tomate, Kartoffel, Zitrone und grünem, frischem Gemüse gefunden, auch in den Weintrauben, Traubentrauben und Rosinen nachzuweisen. Auch Vitamin B wurde gefunden, besonders in Rot- und Weißweinen, was aber am Sefegehalt liegen kann. Die Menge C im Wein und den Trauben wurde abhängig gefunden von der Sorte, dem Standort und der Frische. Junger Wein enthält ziemlich viel Vitamin C, älterer nur noch wenig und 4—5 Jahr alter Wein fast gar keines. Dieses Ergebnis ist recht interessant und wohl auch im Hinblick auf den deutschen Rebenaubau zu begrüßen.

Die „Regenkanonen“ — eine wichtige Erfindung

Um Mißverständnissen vorzubeugen: es handelt sich hier keineswegs um eine jener Kanonen, mit denen man in früheren Zeiten in den blauen Himmel hinauf schoß, in der Hoffnung, daß die dadurch hervorgerufene Lufterschütterung das Zusammenballen regenpendender Wolken bewirken würde. Die moderne Regenkanone verfeuert nicht Kugeln oder Granaten, sondern Wasser, das sie in einzelnen „Schüssen“ mit großer Gewalt hoch in die Luft schleudert, wo es zerstäubt und als feine Tröpfchen auf das darunter liegende Gelände niedersinkt. Im einzelnen besteht die Regenkanone aus einem an eine Druckwasserleitung angeschlossenen Stahlkessel, auf dessen Deckel ein schräg nach oben gerichtetes, drehbares Rohr aufgesetzt ist. Sowie eine bestimmte Menge Wasser in den Kessel einströmt, öffnet sich ein das Ausstoßrohr abschließendes automatisches Ventil, und die gesamte aufgespeicherte Wassermenge wird durch ihren eigenen Druck hervorgepreßt, worauf das Ventil wieder zuschnappt und das Spiel von neuem beginnen kann. Gegenüber den sonstigen, schon seit längerer Zeit bekannten Beregnungsvorrichtungen, aus denen das Wasser in dauerndem Strahl ausströmt, besitzt die Regenkanone den großen Vorteil, daß sie mit relativ engen und deshalb billigen Zuleitungen auskommt, da ja das Wasser nach jedem „Schuß“ Zeit hat, sich in dem Druckkessel allmählich wieder anzusammeln. Anherdem ergibt sich die Möglichkeit, von einer Stelle aus ein sehr großes Gebiet zu beregnen, denn das

Schopenhauer und die Tiere

Von Dr. Alfr. Seeliger, G.D.S.

I.

Man braucht nicht Schopenhauerianer im engeren Wortsinne zu sein und alles zu unterschreiben, was der große Denker gelehrt hat; denn er war ein Mensch und hatte demgemäß, wie jeder andere, noch so gewaltige Geisteskräfte, manche Mängel und Unzulänglichkeiten. Aber um zwei Dinge wußte er gut Bescheid: Um die Naturwissenschaften und um die Seele des Menschen und der Tiere! Dies wird immer einer seiner schönsten Ruhmestitel bleiben.

Der naive, unbefangene Naturmensch, der „Wilde“, hält sich unbewußt für den Mittelpunkt der Schöpfung und sieht daher zunächst kaum einen Anlaß, Menschen und Tiere zu schonen. Sowie er erkennt, oder dahin belehrt wird, daß die anderen Menschen ebenso oder ähnlich fühlen, wie er selber, Schmerz und Freude empfinden wie er, erwacht in seiner Seele das, was wir Mitleid nennen. Und das Mitleid gehört zu den tiefsten und unerlöschlichsten Quellen aller Kultur und Religion. Denn nun sieht er tausendfältigen Anlaß, Gutes zu tun, Erbarmen walten zu lassen, das Denken, Fühlen und Wollen der anderen Menschen zu erforschen. Damit aber beginnt der Mensch sich von der Ebene und Oberfläche seines Naturzustandes auf höhere Stufen der Kultur und Religion zu erheben.

Wird dem Menschen nun aber gar noch klar, daß auch das Tier eine Seele hat, eben so Schmerz und Freude wie der Mensch hat, dann hebt eine „kopernikanische Revolution“ in seiner Sittlichkeit an; denn nun mit einem Mal erweitert sich sein geistiger Gesichtskreis fast schrankenlos. Es wird dem Menschen klar, daß er die Pflicht hat, auch die Tiere schonend und erbarmungsvoll zu betrachten, in ihnen Brüder und Mitgeschöpfe zu sehen, ja weiterhin die ganze Natur als ein Ganzes und Untrennbares, mit ihm unloslich Verbundenes zu erkennen.

Unter den Religionen nimmt der Buddhismus in dieser Hinsicht den obersten Platz ein. Der strenge Buddhist hat drei Dinge bei sich: Einen Spiegel, als Sinnbild der Pflicht zur ständigen Selbstbetrachtung und Selbstprüfung; eine Bettlerstühle, als Sinnbild, daß er auf den vergänglichsten irdischen Besitz verzichten soll; und endlich ein Sieb, um sein Trübsal hindurchzulassen, damit er nicht ein etwa darin enthaltenes Reibewesen durch Hinunterschluden vernichte.

Schopenhauer nun geht in dieser Lehre nicht gänzlich auf; aber er stellt das Mitleid mit den anderen Menschen und mit den Tieren, als unseren Mitgeschöpfen und Brüdern in den Brennpunkt seiner Sittlichkeitslehre. Und diese gehört zu seinen herrlichsten und edelsten Schöpfungen und damit zu den köstlichsten geistigen Besitztümern der gesamten Menschheit!

Denn es ist ohne weiteres einleuchtend, daß derjenige, der schon im Tiere den gleichen metaphysischen Lebenswillen erkennt, ihn in andern Menschen, in seinem Nächsten — um so eher erkennen, um so mehr achten und heilig halten wird.

Schopenhauer konnte zu dieser tiefen Erkenntnis und Beherzigung nur kommen, weil er die Tiere sehr genau beobachtete, prüfte und untereinander und mit dem Menschen verglich. Weil er sie mit tiefstem Erbarmen und mit Liebe betrachtete!

So stellt er an die Spitze seiner Sittlichkeitslehre den aus dem Jüdischen entlehnten Satz: „Tat twam asi“, zu Deutsch: „Das bist Du!“ Nämlich: Das, was in dem andern Lebewesen, gleichviel welchen Ranges, lebt und sein Wesen ausmacht, das ist auch dein eigenes Wesen! Du kannst dem andern Lebewesen nicht schaden oder helfen, ohne dir selber zu schaden oder zu helfen!

In unzähligen Umwandlungen und Beispielen beweist der tiefgründige Denker und barmherzige Mensch Schopenhauer diesen Satz.

Er ist darum, wie niemals ein anderer Denker, mit stärkstem Nachdruck für das Wohl der Tiere eingetreten, er ist der herrlichste Anwalt unserer künftigen Brüder und Schwestern aus dem Tierreiche geworden.

Was uns beim Lesen der Schriften Schopenhauers über die Tiere so ergreift, ist die tiefe, ehrliche, erbarmende Liebe zum unschuldigen, wehrlosen, feinfühligsten Tiere, der echte Schmerz über die Grausamkeit und Gefühllosigkeit, mit der die Menschen — besonders der monotheistischen Religionen — die unglücklichen Tiere behandeln.

Er nimmt ausdrücklich und höchst rühmend die asiatischen — nicht monotheistischen — Religionen von dieser Beurteilung aus, wenn er einmal über die Notwendigkeit des Tierdopels jagt: „Denn diese von der Religion in der Moral gelassene Rinde ist Ursache, daß man in Europa und Amerika der Tierquälerei bedarf, welche selbst nur mittelst Hilfe der Justiz und Polizei wirken können. In Asien gewähren die Religionen den Tieren hinlänglichen Schutz, daher dort kein Mensch an dergleichen Vereinen denkt.“ — Die Tierquälereien finden in den Schriften Schopenhauers ganz unerlöschliche, höchst geistvolle, unabweisliche Argumente für ihre Bestrebungen. Das tiefe Erbarmen des gewaltigen Denkers mit den unschuldigen Tieren, seine edle Freude an ihren Spielen und schönen Charaktereigenschaften, seine ungeheure Bildung und Belesenheit in der Weltliteratur aller Zeiten, seine auf langen, sehr weiten Reisen gesammelten Erfahrungen, sein unbeflehtlich scharfer Blick und seine unbegrenzte Wahrheitsliebe machen ihn zum unergreiflichen Apostel der Lehre und Forderung von der Gerechtigkeit, dem Erbarmen, der Liebe gegenüber den Tieren.

Als Krone der Tierwelt erscheint ihm der Hund. Er hatte bekanntlich stets Hunde. Er behandelte sie als treue, höchst wertvolle und nahestehende Freunde. War er einmal ärgerlich über seinen Hund, so konnte es wohl geschehen, daß er ihn in der Erregung scheltend „Mensch“ nannte. Vom Hunde sagt er u. a.: „Und leider wird zu den Missfaktionen am häufigsten das moralisch edelste aller Tiere genommen: der Hund, welchen überdies ein sehr entwickeltes Nervensystem für den Schmerz empfänglicher macht. Den alleinigen wahren Gefährten und treuesten Freund des Menschen, diese kostbarste Erwerbung, die je der Mensch gemacht, wie Fr. Cuvier sagt, und dabei ein so höchst intelligentes und feinfühliges Wesen, wie einen Verbrecher an die Kette legt, wo er vom Morgen bis zum Abend nichts, als die stets erneuerte, nie befriedigte Sehnsucht nach Freiheit und Bewegung empfindet, sein Leben eine Marter ist, und durch solche Grausamkeit endlich enthandelt wird, sich in ein liebloses, wildes untreues Tier, vor dem Teufel Mensch stets zitterndes und kriechendes Wesen verwandelt! Nieher wollte ich einmal bestohlen werden, als solchen Jammer, dessen Ursache ich wäre, stets vor Augen zu haben. Auch alle Käfigvögel sind schändliche und dumme Grausamkeit!“ — Schopenhauer spricht den Tieren, besonders Hunden und Elefanten Verstand und Willen, durchaus zu; nur bezüglich der Vernunft, d. h. der Fähigkeit, Begriffe zu bilden, nimmt er eine meist ablehnende Stellung ein. Darum meint er, könne das Tier nicht lachen wie der Mensch. Immerhin sagt er vom Hunde: „Jedoch hat, heiläufig gesagt, auch sein einziger Freund, der Hund, einen analogen, ihm allein eigenen und durchaus charakteristischen Akt vor allen andern Tieren voraus, nämlich das so ausdrucksvolle, wohlwollende und grundebrüchliche Wedeln. Wie vorteilhaft nicht doch diese, ihm von der Natur eingegebene Begrüßung ab gegen die Büdinge und grinsenden Höflichkeitbezeugungen der Menschen, deren Versicherung inniger Freundschaft und Ergebenheit es an Zuverlässigkeit, wenigstens für die Gegenwart, tausendmal übertrifft.“ — Ferner: „Auch gehört hierher, daß sehr kluge Hunde, welche bekanntlich einen Teil der menschlichen Rede verstehen,

wenn ihr Herr zu ihnen spricht und sie sich anstrengen, den Sinn seiner Worte herauszubringen, den Kopf abwechselnd auf die eine und auf die andre Seite legen; welches ihnen ein höchst intelligentes und ergötliches Aussehen gibt.“

Ferner: „Daher kommen die vierbeinigen Freundschaften so vieler Menschen besserer Art; denn freilich waran sollte man sich von der endlosen Verstellung, Falschheit und Heimtücke der Menschen erholen, wenn die Hunde nicht wären, in deren ehrliches Gesicht man ohne Mißtrauen sehen kann.“ — In seinen „Parabeln“ nennt er den Hund „das Symbol der Treue“.

Ja, Schopenhauer scheut sich sogar nicht, selbst gegenüber Goethe, den er sonst garabesu vergöttert, bezüglich des Hundes als Anwalt aufzutreten: Bekannt ist Goethes berühmtes 73. Venetianisches Epigramm:

„Wundern kann es mich nicht, daß die Menschen die Hunde so lieben;

Denn ein erbärmlicher Schuft ist wie der Mensch, so der Hund!“

Schopenhauer bildete jene berühmte Antistrophe:

„Wundern darf es mich nicht, daß manche die Hunde verleumdend;

Denn es beschämnet zu oft leider den Menschen der Hund!“

Der 9. Band des „Großen Brockhaus“

(3. Ausg.; 784 Seiten; in Ganzleinen 26 M.; bei Rückgabe eines alten Lexikons nach den festgef. Bedingungen 23,50 M.) Unbeträchtlich durch die Sorgen und Nöte unserer Zeit, mit stets gleichbleibender Richtigkeit und Sorgfalt führt der alte Leipziger Lexikonverlag H. A. Brockhaus einen Baustein des von ihm begonnenen Monumentalwerkes auf den anderen. Aus neun stattlichen Bänden besteht nun schon die Reihe des „Großen Brockhaus“, den letzten dürfen wir noch in diesem Jahre erwarten; damit wird die Hälfte des schwierigen Weges zur Vollendung des Werkes zurückgelegt sein. Niemand auf diesem nunmehr fast 8000 Seiten in sich fassenden und Spannkraft, eine vorübergehende Ermüdung zu merken, gleiche Sorgfalt wurde dem ersten wie dem letzten Artikel, der ersten wie der letzten Abbildung zuteil. Nur ein Verlag, so dürfen wir wohl mit Recht sagen, der über eine 125jährige Tradition bei der Herausgabe großer Nachschlagewerke verfügt, und der zugleich auch die modernsten Hilfsmittel der Lexikographie zur Hand hat, kann dieses inhaltlich und äußerlich bestes gebende Nischenwerk so pünktlich fortführen und vollenden. Über die textliche Zuverlässigkeit des „Großen Brockhaus“ ist auch an dieser Stelle genug gesagt worden, so daß sich jedes weitere Wort darüber erübrigt.

Der neue Band bringt wieder eine ungeheure Fülle interessanter Artikel, von denen nur folgende wahllos genannt werden sollen: Industriebauten (mit 16 Abb.), Italien (etwa 90 Spalten Text, 65 Abb. und 15 bunte Karten), Japan (46 Spalten Text, 76 Abb.), Jugendbewegung (17 Abb.). Wieder, wie schon bei den übrigen Bänden, wendet sich unsere ganze Aufmerksamkeit der hervorragenden Bebilderung zu. Welche Sorgfalt der Verlag diesem wichtigen Punkt gewidmet hat, zeigen kurze Stichproben. In Stelle der mehr oder weniger unbedeutenden Zeichnungen früherer Auflagen ist die photographische Aufnahme getreten. Wir finden Tierfotos von den besten Tierphotographen des In- und Auslands, die nicht nur die äußere Erscheinung des Tieres zeigen, sondern es auch bei seinen Lebensgewohnheiten belauschen (Giraffenherde in der Steppe, Totengräberläufer bei der Bestattung eines Maulwurfs usw.). Die Vögelwelt ist durch Japan, Japan, Japan bringen charakteristische Aufnahmen gegenüber den früheren Phantasiezeichnungen. Oft wird die Luftaufnahme genutzt, um den Aufbau einer Landschaft, einer Stadt klarzumachen, auch unerschließbare Gegenstände werden auf diese Weise im Bild gezeigt (Karakorum; Inseln der See in Grönland). Vorbildlich zusammengestellt sind die Tafeln aus dem Gebiet von Wirtschaft und Technik (Kaffee, Kältetechnik) oder über Fabrikationsvorgänge (Kataogewinnung, Herstellung von Kaffee und Schokolade).

Niemand hat treffender den Eindruck, den die bisher erschienenen Bände auf den Rezipienten machen, geschilbert als der berühmte Freund des deutschen Volkes, Eben Sebin, der über den „Großen Brockhaus“ gesagt hat: „Es ist ein wahrer Genuss, in dieser Wolke des Wissens zu blättern und die prachtvollen Bilder und Karten zu bewundern. Ein wunderschönes, monumentales Werk! Es ist unglücklich, daß so etwas in einer so schwierigen Zeit wie der jetzigen zustande gebracht werden kann! Diese Tatsache spricht wirklich kolossal für die Kraft des besiegten Deutschland!“

Neue Untersuchungen über die Gefahren des Straßenlärms.

Eine neue Erfindung von Prof. D. Knudsen ermöglicht es, die Stärke des Schalles zu messen. Die Schallwellen werden dazu in mechanische Energie umgewandelt. Knudsen kam bei diesen Versuchen zu dem Resultat, daß schon ganz geringe Kräfte eine sehr stark empfundene Schallwirkung hervorzurufen können. So müßten z. B. mehr als 10 Millionen Menschen gleichzeitig sprechen, um an mechanischer Arbeitsleistung der Kraft von 1 PS (1 Pferdestärke) gleichzukommen. Das ist für die „Antilärmbewegung“ ganz interessant, da schon bei ganz geringer Einwirkung von Schallqualitäten auf den Menschen eine Schädigung des Nervensystems herbeigeführt wird. Geringe mechanische Kräfte zur Entfaltung von Straßenlärm (Autoklappen, Straßenbahnkläuten usw.) z. B. genügen, um eine Schädigung hervorzurufen. Allerdings ist dieser Lärm auch etwa doppelt so stark, wie Gewitterdonner auf eine Entfernung von circa 2 Kilometer! Selbst Löwengebrüll aus der nächsten Nachbarschaft ist mit diesem Straßenlärm nicht zu vergleichen! Diese Tatsachen sind alle erst in neuester Zeit bekannt geworden. Es ist nur zu hoffen, daß die Antilärmbewegung an Boden gewinnt und schließlich auch bei uns in Deutschland energische Schritte zur Vermeidung von Straßenlärm unternommen werden. Die Schädigung ist um so gefährlicher, als sie erst nach längerer Zeit bemerkbar wird und dann nur durch längere Ruhepausen ausgleichbar zu werden vermag.

Ausstroßrohr dreht sich nach jedem „Schuß“ selbsttätig um einen gewissen Winkel weiter, so daß nach und nach die ganze innerhalb der Reichweite liegende Fläche mit Wasser versorgt wird. Die Regentanonne kann mit gleichem Vorteil zum Bewässern von landwirtschaftlichen Feldern, wie von Gärten, Parkanlagen, Rennbahnen, Golfplätzen u. dgl. verwendet werden, wobei man die Wahl hat, sie entweder ein- für allemal fest einzubauen

Die Zeit aus der Lichtleitung

Unsere üblichen Uhren, mögen sie nun durch Federn oder durch Gewichte angetrieben sein, haben den Nachteil, daß man sie in kurzen Zwischenräumen neu aufziehen muß, wenn sie nicht stehen bleiben sollen. Das ist auf die Dauer recht unbequem, weshalb sich die Techniker von jeher Mühe gegeben haben, eine „ewiggehende“ Uhr zu konstruieren. Wahre Wunderwerke kniffligster Mechanik entstanden, aber eine praktisch brauchbare Lösung des Problems brachte erst die Erfindung der elektrischen Uhren, die einfach an die Licht- oder Kraftleitung angeschlossen werden und solange gehen, wie ihr Antriebsmotor unter Strom steht. Immerhin waren auch die elektrischen Uhren bis vor kurzem recht komplizierte und teure Gebilde, so daß ihr Anwendungsgebiet relativ beschränkt blieb. In Privathäusern waren elektrische Uhren wenig oder gar nicht zu finden. Das dürfte jedoch in Zukunft anders werden, seitdem es in jüngster Zeit gelungen ist, die elektrische Uhr so sehr zu vereinfachen und zu verbilligen, daß sie ohne weiteres

den Wettbewerb mit Federwerks- oder Gewichtsuhrern aufnehmen kann. Das gilt vor allem für die neuartigen sog. „Wechselstrom-Uhren“, bei denen der elektrische Strom nicht nur zum Antrieb, sondern auch zur genauen Regulierung des Ganges benutzt wird; solche Uhren brauchen also weder jemals aufgezogen noch gestellt zu werden. Ihr Antriebsmechanismus ist nämlich so konstruiert, daß er zwangsläufig im Rhythmus des in unseren Lichtleitungen pulsierenden Wechselstroms schwingt, der in der Sekunde fünfzigmal seine Richtung ändert. Da diese Schwingungszahl in den Elektrizitätswerken durch empfindliche Reguliermaschinen dauernd konstant gehalten wird, kann die Uhr weder vorrücken noch nachgehen; ihr Stromverbrauch ist minimal.

Tiere, die das Blau nicht lieben

Nach vielen Erfahrungen von Gartenbesitzern haben unsere Sperlinge eine ausgesprochene Abneigung gegen das Blau. Es wird von verschiedenen Seiten daher empfohlen, junge Saaten vor dem Spatenbesuch durch blaue Tücher oder blaues Papier zu schützen. In Ostpreußen soll man sich schon seit langem blauer Vogelweiden bedienen. — Auch der Regenwurm scheint die blaue Farbe wenig zu schätzen. Nach den Experimenten Waltons stört den Regenwurm rotes Licht nicht im geringsten, während er dem blauen Dichte schnell entflieht. Längere Einwirkungen des Tageslichts übertragen die Regenwürmer nicht; selbst bei bedecktem Himmel werden sie noch zwei bis drei Stunden gelähmt und werden bei längerer Dauer der Belichtung.